



„Augen zu, vertraue mir!“¹

VERTRAUEN – DIE SCHLANGE KAA IN PÄDAGOGISCHEN BEZIEHUNGEN?

von Thomas Müller

Vertrauen ist in der Arbeit mit psychosozial belasteten Kindern und Jugendlichen ein Anspruch, der oft nicht einzuhalten ist. Dafür gibt es gute Gründe. Dieser Beitrag regt an, sich damit auseinanderzusetzen, was wir in Bezug auf Vertrauen erwarten, befürchten, einfordern und (nicht) einhalten.

Im Kontext pädagogischer Beziehungen rät er, den Fokus darauf zu lenken, zunächst die Strukturen verlässlich, berechenbar und wohlwollend zu gestalten.

Normalerweise ist Vertrauen zwischen Eltern und Kindern die Basis familiärer Beziehungen und wird zu- meist selbst im Konfliktfall nicht wirklich erschüttert.

Doch auch im pädagogischen Feld spielen Vertrauens- krisen eine Rolle, z. B. wenn es um Schulen und ihre Effektivität geht oder darum, was Bildungsinstituti- onen und pädagogisch Professionellen zuzutrauen ist, wenn es um den Umgang mit den Belastungen geht,

¹) Disney (1967): Lied der Schlange Kaa, Dschungelbuch

die für Kinder und Jugendliche aus der Corona-Pandemie entstanden sind. Vertrauenskrisen zeigen sich aber auch an der Aufarbeitung der Heimerziehung der 1950er- und 1960er-Jahre im Westen, am Umgang mit Praktiken im Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau und in anderen Jugendwerkhöfen in der DDR und zuletzt mit den missbräuchlichen Praktiken in der Odenwaldschule oder in den Einrichtungen der Haasenburg. Zudem machen manche Kinder mit ihren Eltern bisweilen bereits in früher Kindheit vertrauenserschütternde Erfahrungen durch Gewalt, Vernachlässigung, ambivalentes Erziehungsverhalten oder Misshandlung. Blindes Vertrauen, ein „Augen zu, vertraue mir!“ ist wohl nicht angebracht und Vertrauen als Grundlage pädagogischer Beziehungen weniger selbstverständlich, als man annehmen mag.

Vertrauen in Institutionen der Bildung und Erziehung

Obwohl Vertrauen im pädagogischen Bezug unausgesprochen eine große Rolle zu spielen scheint, thematisiert die Pädagogik Vertrauen nur am Rande (Müller 2017, S. 70 ff.). Immerhin stellt die Sozialpädagogik Vertrauen als Faktor bei Unsicherheit in sozialen Situationen heraus (Wagenblaus 2001, S. 1939) und verweist auf seine Funktion in macht- asymmetrischen Beziehungen – und das ist Erziehung, familiär oder institutionell, immer. „Bei einem Zusammenbruch der Vertrauensbeziehung wird deutlich, welche Konfliktpotentiale und Risiken in den institutionalisierten Beziehungen zwischen Professionellen und Adressat:innen angelegt sind. Einerseits ist Vertrauen notwendig, denn der oder die Einzelne wird gezwungen, relevante (...) Dimensionen seiner Lebensführung an die Expert:innen zu delegieren und sich ihrer Macht auszuliefern (...). Gleichzeitig sind die Voraussetzungen zum Aufbau von Vertrauen unter den Bedingungen des doppelten Mandates der Sozialen Arbeit und ungleicher Macht- und Wissensbestände problematisch und prekär“ (ebd., S. 1940).

Insbesondere mit Fokus auf psychosozial belastete Kinder und Jugendliche, die eine Hilfsmaßnahme im Rahmen des KJHG erfahren, wird dies deutlich: „In diesem Kontext ist eine biografisch erfahrene Erschütterung und Irritation des Vertrauens von

Kindern und Jugendlichen in Eltern/Bezugspersonen oder häusliche Beziehungsgeflechte, die sich als nicht mehr tragfähig erwiesen haben, anzunehmen. (...) Vor diesem Hintergrund erscheint die Frage zentral, ob erschüttertes bzw. verlorenes Vertrauen in sich selbst, andere und die umgebende Welt überhaupt wiederaufgebaut werden kann“ (Stanulla 2003, S. 97). Damit geraten die Möglichkeiten der „Bereitstellung eines ‚sicheren Ortes‘, der die ‚sichere‘, Geborgenheit bietende Umgebung darstellt“ (ebd., S. 101) und es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, Vertrauen aufzubauen und sich die Welt (wieder) anzueignen, anstatt diese aus Angst zu meiden (Steinke 1993; Tiefel 2012), ins Zentrum pädagogischer Bemühungen. Bezogen auf die Erziehung dieser Kinder und Jugendlichen, scheint zudem das Ziel eines höheren Selbstwertgefühls als Ergebnis eines zu leistenden Vertrauensaufbaus bedeutsam. Aber: Dieses Ziel ist nicht ohne Weiteres erreichbar oder erstrebenswert, denn gerade traumatisierte Kinder und Jugendliche „versuchen, eben nicht auf diesen ‚Kontrollverlust‘ des Vertrauens zurückgreifen zu müssen, der sie – bei Missbrauch des Vertrauens – wieder zu den ausgelieferten und hilflosen Wesen macht, die sie vorher waren“ (Stanulla 2004, S. 7). Sie haben oft mühsam erhöhte Schutz- und Kontrollmechanismen entwickelt, die sie nicht ‚einfach‘ zugunsten des Versprechens „Vertrauen“ aufgeben werden. Man könnte meinen, dass Zeiten und Räume nötig sind, die den Vertrauensaufbau dieser Kinder und Jugendlichen unterstützen, unterscheidet dabei aber Vertrauen und Vertrautheit nicht trennscharf.

Einen vertrauten Rahmen schaffen

Alle Maßnahmen zur vertrauensfördernden Wirkung des Erzieherischen in diesen Kontexten beziehen sich letztlich nicht auf Vertrauen, sondern darauf, dass aus Fremdsein Vertrautheit wächst. Zweifelsohne ist Vertrautheit mit Institutionen der Bildung und Erziehung eine wesentliche Basis, um vertrauensvolle Beziehungen zu erziehenden Personen eingehen zu können. Umgekehrt wäre aber denkbar, dass Vertrauen gerade dort, wo Vertrautheit herrscht, nicht nötig ist. Vertrautheit im räumlichen Kontext könnte

damit eventuell dem interpersonalen Vertrauensaufbau im Wege stehen. Was die Anforderungen an pädagogische Professionelle betrifft, rücken „Verlässlichkeit, Glaubwürdigkeit, Glaube an den anderen, Gerechtigkeit, Wohlgesonnenheit, Verbundenheit, Konsistenz und Stabilität im Verhalten hinsichtlich der Vorhersagbarkeit und Eindeutigkeit von Handlungen und Reaktionen“ (Stanulla 2003, S. 100) ins Zentrum. Betrachtet man Vertrauen als „strukturierendes Medium sozialer Beziehungen in der Jugendhilfe“ (Wagenblaus 2004, S. 81), wird deutlich, dass die Relevanz nicht auf der Ebene des Vertrauensaufbaus der interpersonalen Beziehungen zwischen Fachpersonal und Adressat:innen stattfindet, sondern dass auch die Institutionen selbst eine Rolle einnehmen. „Während Vertrauen in einzelne Personen auf [verlässlichen] Interaktionserfahrungen mit den Professionellen (...) beruht, basiert das generalisierte Institutionenvertrauen auf dem allgemeinen Glauben an die Funktionsfähigkeit, der [in den Institutionen] repräsentierten Fachkenntnisse“ (ebd., S. 110). Ergänzt sei, dass dies für jegliche Form pädagogischer Arbeit in Institutionen der Bildung und Erziehung gilt.

Aus Vertrautheit kann Selbstvertrauen erwachsen

Entsteht Vertrautheit mit der Institution und verbindet sich diese mit den hier genannten Anforderungen, kann möglicherweise auch Zutrauen in die Selbsttätigkeit und den Selbstwert bei Kindern und Jugendlichen wachsen. „Wenn die wieder hergestellte Selbstbestimmung den Kindern und Jugendlichen glaubhaft vermittelt wurde, schöpfen sie wieder Vertrauen in sich und sind in der Lage, ihre Umwelt wieder selbst zu gestalten, also sich die Welt anzueignen, sich in ihr einzurichten“ (ebd., S. 101).

Verlässlichkeit kann Grundlage eines Vertrauensprozesses sein

Auch wenn dies pädagogisch optimistisch formuliert sein mag, so wären zumindest die Bedingungen der Möglichkeit zum Vertrauensaufbau erfüllt. Vertrauen verzichtet jedoch darauf, Handlungen kontrollierbar und vorhersehbar zu machen. Es baut darauf, dass

der oder die andere wohlwollend mit dem erwiesenen Vertrauen umgeht, und erfährt seine besondere Qualität darin, dass es sich der Kontrollierbarkeit entzieht und mit einem erhöhten Maß akzeptierter Verletzbarkeit (Hartmann 2011) einhergeht. Erwartbarkeit, Kontrollierbarkeit und Sicherheit sind für Kinder und Jugendliche zentral, aber zunächst losgelöst von Vertrauen. Eine derartige Verlässlichkeit kann auch zur Grundlage eines Vertrauensprozesses werden, muss es aber nicht.

Risiko und Chance pädagogischer Beziehungen

Pädagogische Beziehungen bergen immer auch das Potenzial, nicht vertrauensstiftend, sondern unbeabsichtigt „vertrauensbrüchig“ zu wirken: Dieser Zusammenhang besteht nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, die im Heim leben, sondern auch bei denjenigen, die in Pflegefamilien aufwachsen (Mascenaere/Esler 2012, S. 109) und bei denen es infolge zu einer Varianz an Verhaltensauffälligkeiten kommen kann. Kindler und Meysen wiesen 2010 nach, was fast selbstverständlich erscheint, nämlich dass das Risiko von Kindern, in Pflegefamilien Verhaltensauffälligkeiten auszubilden, mit 20 % am niedrigsten ist, wenn es gelingt, eine Vertrauensbeziehung aufzubauen und sich positiv zugehörig zur Herkunftsfamilie wie zur Pflegefamilie zu fühlen. Mit 52 % ist das Risiko für Verhaltensauffälligkeiten jedoch am höchsten, wenn dies weder mit der Herkunftsfamilie noch mit der Pflegefamilie gelingt. Und auch Wolf (2007) weist in seiner Metaanalyse zu den Wirkfaktoren in der Erziehungshilfe auf die besondere Bedeutung von Vertrauen hin, auch wenn die gezogenen Konsequenzen zu Vertrauen „als unverzichtbare[r] Voraussetzung“ (ebd., S. 39) fraglich erscheinen, bedenkt man das vertrauensablehnende Urteil psychosozial beeinträchtigter Kinder und Jugendlicher.

Vertrauen – die Schlange Kaa ...?

Pädagogische Beziehungen zu psychosozial belasteten Kindern und Jugendlichen sind oft nur schwer „herstellbar“, durch Konflikte geprägt und

scheitern nicht selten. Die Betroffenen teilen bei aller Unterschiedlichkeit Verletzungserfahrungen in Form von Ohnmacht, Beschämung, Bloßstellung, Gewalt und Missbrauch. Zudem sind sie oft von sozialer Benachteiligung, Enge und Armutsstress geprägt. Es liegt daher nahe, dass diese Kinder und Jugendlichen weniger als andere willens oder fähig sind zu vertrauen, weil es ihnen weniger möglich ist, (weitere) Verletzungen zu akzeptieren.

Vertrauen ist nur dann Vertrauen, wenn es von anderen als solches erkannt und anerkannt wird. In der Arbeit mit belasteten Kindern und Jugendlichen zeigt sich aber, dass sie eine vertrauensvolle Einstellung ihres Gegenübers nicht anerkennen können (Müller 2017a, 241ff.), selbst wenn sie es wollten. Wer vertraut, erwartet, dass Vertrauen mit Vertrauen beantwortet wird, und vor allem, darin nicht enttäuscht zu werden. Viele der betroffenen Kinder und Jugendlichen müssen jedoch früh lernen, für sich selbst zu sorgen und sich (vor Erwachsenen) zu schützen: Sie haben daher Mühe, darauf zu vertrauen, dass mit ihrem Vertrauen wohlwollend umgegangen wird. Sie weisen spezifische Erfahrungen mit Vertrauen auf, wünschen sich Vertrauen, sind aber zurückhaltend darin, dieses zu erweisen, sehen sich selbst als vertrauenswürdig an, Erwachsene in ihrem Umfeld jedoch eher nicht und ziehen Verlässlichkeit dem Vertrauen vor (Müller 2017).



Vertrauen bedeutet, Macht zu schenken

Vergegenwärtigt man sich, welche Macht man anderen einräumt, wenn man im Vertrauen Verletzbarkeit akzeptiert, wird deutlich: Vertrauen zu erweisen, bedeutet, Macht zu schenken und sich der Mächtigkeit anderer auszusetzen. Vertrauenswürdigkeit im Erziehungsprozess ist daher von großer Bedeutung, lässt sich aber nicht garantieren. Das Wagnis einer vertrauensvollen Beziehung ist im pädagogischen Kontext zudem für alle Kinder und Jugendlichen größer als für Professionelle und verschärft sich, wenn einschlägige Erfahrungen mit Vertrauensbrüchen in asymmetrischen Beziehungen bestehen. Vertrauen schafft keine Gegenseitigkeit: Die Kinder und Jugendlichen vertrauen auf etwas anderes als die Professionellen und können sich zudem im Falle des Vertrauensverlustes anders als die Professionellen nicht ohne Weiteres entziehen, gegebenenfalls jedoch, für die pädagogische Beziehung kontraproduktiv, aufbegehren.

Umso mehr ist die Auseinandersetzung mit Vertrauen, Misstrauen, Nicht-Vertrauen und Verlässlichkeit in Erziehungsprozessen bedeutsam und es gibt keine pädagogische Praxis, die Vertrauen garantiert. Eine vertrauensimplizite Verlässlichkeit zielt darauf, dass wohlwollend mit Vertrauen umgegangen wird. Verlässlichkeit als solche bindet sich dagegen an Fähigkeiten und Fertigkeiten, die überprüfbar sind. Sie realisiert sich in pädagogischen Beziehungen z. B. in transparenten Entscheidungen, in Struktur und Übersicht, in Kontinuität, in Führung und Freigabe zugleich. Vertrauen ist nur dann die Schlange Kaa in pädagogischen Beziehungen, wenn es unreflektiert vorausgesetzt oder zur Zielkategorie erklärt wird. „Augen zu, vertraue mir!“ schafft keine Verlässlichkeit, so wenig wie Vertrauen der Anfang von allem ist. Wo Verlässlichkeit praktiziert wird, entsteht bisweilen nebenher das Wunder des Vertrauens.

Literatur & Links

▷ <https://bayern.jugendschutz.de/de/material/Literatur-und-Linkliste-zur-proJugend-1-2024.pdf>

